

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1878**

249 (20.10.1878)

## Deutschland.

Berlin, 17. Okt. Die Arbeiten der Tabak-Enquetekommission sollen, wie man uns schreibt, wenn dies irgend zu ermöglichen ist, zu Anfang Dezember ihren Abschluß finden, weil sie im Laufe des gedachten Monats als Material für die projektirten Arbeiten des Bundesrathes dienen sollen. Es ist mit voller Bestimmtheit anzunehmen, daß die nächste Reichstags-Session in hervorragender Weise mit der Tabakbesteuerung befaßt werden wird. Von sonst gut unterrichteter Seite, woher seit Monaten darauf hingewiesen wurde, daß die Reichsregierung bei ihren Finanzplänen dauernd mit dem Projekte der Einführung des Tabakmonopols gerechnet hat, wird uns mitgetheilt, daß die finanziellen Erörterungen der Reichsregierung sich auch jetzt noch in dieser Richtung bewegen und man daher gut thun wird, mit diesem Faktor zu rechnen.

Die „W. T. B.“ aus Dresden meldet, ist Graf Veufft heute mit seiner Familie aus Wien dafelbst eingetroffen und reist, dem „Dresdner Journal“ zufolge, nach London zurück.

Das Centralcomité der Kaiser-Wilhelm-Stiftung trat gestern Abend unter dem Vorsitze des Generals a. D. v. Egel zu einer Sitzung im Reichstags-Gebäude zusammen. Wir hören, daß das Comité sich über die Verwendung der Gelder der Wilhelms-Spende schlüssig machen will, um dem Kronprinzen alsbald die bezüglichen Vorschläge zu unterbreiten.

Der König von Holland, der noch mehrere Wochen in Arosen bei seiner Braut, der Prinzessin Emma von Waldeck, verweilen wird, hat denselben Professor und Sprachlehrer, welcher die Gemahlin des Prinzen Heinrich der Niederlande, die Prinzessin Marie, unterrichtete, nach Arosen kommen lassen, um seiner Braut in der holländischen Sprache Unterricht zu erteilen. Die Hochzeit des Königs von Holland soll, wie bei dieser Gelegenheit bemerkt sei, in kürzester Zeit stattfinden.

## Schweiz.

Bern, 15. Okt. (R. Z.) Wenn der ultramontanen Willkürherrschaft im Kanton Tessin nicht bald ein Hemmschuh angelegt werden wird, darf man sich auf neue blutige Auftritte in demselben gefaßt machen. Der „Republicano“, das Organ der dortigen Liberalen, brachte an der Spitze einer seiner letzten Nummern folgende Mittheilung: „Die Patrioten und politischen Gesellschaften, beunruhigt durch die drohende Lage des Landes, beschloßen sich damit, in allen Detschaften des Kantons imposante Volksversammlungen zu veranstalten. Das Maß ist überfüllt und es ist notwendig, mit unerbittlicher Energie gegen eine Partei aufzutreten, welche das Gesetz und die Verfassung mit Füßen tritt.“ Was eine solche Sprache im Kanton Tessin bedeutet, hat die Erfahrung zur Genüge gelehrt. Noch habe ich zu erwähnen, daß wegen der Ermordung der Liberalen in Stabio allerdings von der Anklagekammer auch Anklage erhoben worden ist, aber gegen ein einziges Individuum, welches dazu nur beschuldigt ist, das Recht der gesetzmäßigen Selbstverteidigung überschritten zu haben. Die Ultramontanen haben somit den Spieß umgekehrt: die Thatsache, daß sie in Stabio zuerst die Liberalen angegriffen, wird frech geläugnet und einfach diesen in die Schuhe geschoben. Wie verlautet, hat Oberlieutenant Nola in Lugano, einer der verhafteten Liberalen, sich an den Bun-

desrath um Rechtshilfe gewandt. Der Bundesrath wird wohl zunächst von der Tessiner Regierung Bericht einfordern und die vorläufige Einstellung des eingeleiteten Prozesses anordnen. Ohne Einschreiten des Bundes kann im Kanton Tessin unmöglich Gerechtigkeit geschafft werden.

## Spanien.

Nach telegraphischen Nachrichten englischer Zeitungen ist die Ermordung des spanischen Legationsdirektors in Tetuan Gegenstand leidenschaftlicher Diskussion in der spanischen Presse. Die liberalen Zeitungen verlangen eine bewaffnete Intervention in Marokko wegen Verletzung der Verträge von 1859 und Vergewaltigung spanischer Unterthanen. Die Regierungskreise wollen jedoch von einer bewaffneten Intervention nichts wissen, weil die gegenwärtige Lage der spanischen Finanzen sowohl als auch der Zustand des Heeres einen solchen Kriegszug als sehr unthunlich erscheinen lassen. Doch hat die Regierung einigen Fregatten und zwei Panzerschiffen in Cartagena und Ferrol Befehl gegeben, sich für eine Expedition nach Marokko bereit zu halten. Es ist aber leicht möglich, daß die erregte öffentliche Meinung die Regierung zu einer bewaffneten Intervention nöthigt; die Spanier sind nämlich besorgt, daß der in Marokko stetig wachsende Einfluß Englands jetzt seit 1859 bestehende Protektorat Spaniens über jenes Reich besonders gefährden könne, wenn die Madrider Regierung den Marokkanern nicht durch eine militärische Machtentfaltung imponire.

## Großbritannien.

\* London, 17. Okt. In der „Times“ veröffentlicht Sir James Stephen einen interessanten Brief über „England, Rußland und Afghanistan“. Der Verfasser ist eine anerkannte Autorität in indischen Angelegenheiten — er war juristisches Mitglied des Rathes von Calcutta — und seine vielfache praktische und juristische Thätigkeit hat ihn auch völlig vertraut mit den Verhältnissen und Bedürfnissen Englands gemacht, „eines Landes“, wie die „Times“ bemerkt, „das von manchem Anglo-Indier noch zu entdecken ist“. Der Brief erwägt die Tagesfrage von vorwiegend praktischen Gesichtspunkten aus, die Frage aufzuwerfen, ob es zur Sicherung seines indischen Reiches für England notwendig ist, vorwiegenden Einfluß in Afghanistan auszuüben. Die Antwort Sir James Stephens lautet bejahend, und zwar aus Gründen, die nicht von einer hysterischen Furcht vor russischer Macht eingegeben sind. Den Gedanken, daß die Heere des Caren in Indien gegenwärtig einbrechen könnten, weist er von der Hand. Napoleon's Zug gegen Moskau würde ein Beispiel von Vorsicht sein im Vergleich mit einem Vorrücken der Russen von Drenburg oder den Ufern des Kaspi-Meeres aus nach dem Indus. Die wirkliche Gefahr, meint er, liegt in ganz Anderem. Es ist die Gefahr, daß Rußland schrittweise gegen die anglo-indische Grenze sich vorschlebe, daß es einen Staat nach dem andern einverleibe und daß es die Eingebornen zu eben so guten oder gar besseren Soldaten mache, als die englischen Sepoys es sind. Die russischen Generale nehmen in Mittelasien jetzt eine ähnliche Stellung ein, wie die Generale der anglo-indischen Compagnie vor Anfang dieses Jahrhunderts in Indien. Dazu komme, daß sie in ihrer Eroberungspolitik, wie sie in gleichen Fällen alle

Feldherren aller Nationen zur Ausführung gebracht haben und bringen werden, nicht durch eine Eroberungszüge abgelenkt öffentliche Meinung im Mutterlande gehemmt würden. Seit 100 Jahren hätten die russischen Generale eine definitive Grenze zu erreichen gesucht, wie sie sie im Hindukusch finden würden. Davon seien sie zwar noch etwas entfernt, aber mittlerweile würde ein Bündniß mit Afghanistan ihnen einen angemessenen Ersatz gewähren. Wenn man nun einwende, wie denn die Anwesenheit einer verhältnißmäßig geringen russischen Armee in Mittelasien für England überhaupt etwas Bedenkliches haben könne, so könne nur derselbe Grund geltend gemacht werden, der die indischen Macht-haber mit Angst auf Oberst Clive und seine Handvoll europäischer Truppen blicken ließ: „Große Unternehmungen werden von ruhelosen, dem Augenblicke lebenden Leuten unternommen, die ihr Glück noch zu machen haben, nicht von solchen, die ihr Glück bereits gemacht haben; und die Russen in Turkestan entsprechen diesen Bedingungen.“ Sir James Stephen theilt die Ansicht von der historischen Nothwendigkeit der Auffaugung aller kleinen unvollständigen Staaten durch ihre zivilisirten Nachbarn; er sieht deshalb den Tag kommen, wo in Mittelasien die Grenzen Englands, Rußlands und China's unmittelbar zusammenstoßen müssen. Für England stelle sich deshalb die wirkliche Frage dahin, wo es ihm am liebsten sei, mit Rußland zusammenzutreffen. Diese Frage sei vorwiegend militärischer Natur und das letzte Wort müsse deshalb von den Soldaten gesagt werden. Mit der Mehrzahl aller anglo-indischen Soldaten stimmt nun Sir James Stephen darin überein, daß die jetzige Grenze Indiens nicht verteidigungsfähig genug sei. Ein Bündniß mit Afghanistan zum Schutze der Grenze genüge indeß auch nicht, da der Emir eine viel zu unsichere Stellung habe, um für sein Land und Volk Bürgschaft leisten zu können. Autokrat heute, könne er morgen ein Verbannter sein. „Wir müssen uns schützen und es ist Sache der Staatsmänner und Soldaten Indiens, zu sagen, welche Form die neuen Vorichtsmaßregeln nehmen sollen.“ So viel sei sicher, daß jedenfalls Kabul unter dem Einflusse Kalkutta's, nicht Rajshen's stehen müsse. Feindseligkeit gegen Rußland brauche das keineswegs zu bedeuten. „Ich glaube“, so schließt er, „die Russen und wir sind bestimmt, Nachbarn in Asien zu sein und ich sehe keinen Grund, weshalb wir nicht vollkommen freundliche Nachbarn sein sollten; aber vollkommene Unabhängigkeit ist die Bedingung, unter der Freundschaft und herzliche gute Dienste allein möglich sind, und wenn wir unter Umständen zusammentreffen, die ihnen große militärische Vortheile über uns gewähren, so würden wir nicht unabhängig sein.“

## Bermischte Nachrichten.

— (Etwas aus der Republik Venezuela.) Die Armee der Republik Venezuela muß ein wahres Wunderwerk sein. Mit den Soldaten ist allerdings etwas mäßig bestellt... dafür gibt es aber Offiziere in einer ganz ungeheurer Anzahl. Die Brigade Los Altos besteht — wie in einer Broschüre eines früheren Präsidenten der Republik Venezuela zu lesen ist — aus einem General, sieben Obersten, achtundzwanzig Offizieren und — dreihundertfünfzig Soldaten. Keine Erfindung, sondern zu lesen in einem kürzlich veröffentlichten Memorandum des ehemaligen Präsidenten Guzmán Blanco.

## Dem Glück ein Pfand.

Roman von E. Trabdon.

(Fortsetzung aus dem Hauptblatt Nr. 248.)

Sie verlassen den Weierhof durch einen schmalen, felsigen Steg, der aufwärts führt, und auf der Höhe des Hügel angeht, setzen sie sich nebeneinander auf eine niedrige Mauer, die aus irgend welchen unbekanntem Gründen den Gipfel in zwei Theile trennt, und überblicken die Welt zu ihren Füßen. Rechts und links befinden sich eben so hohe Hügel wie der, den sie erstiegen haben, der eine mit Gestrüpp bewachsen, der andere ganz kahl. Zu ihren Füßen stürzt sich in vielfachen Krümmungen ein Bergbach durch eine Klüft hindurch. Sie können den kleinen Thurm von Lanwoof in dem Thale drunten sehen, und in weiter Ferne durch den klaren Kether hindurch zeigen sich die zerstreuten weißen Häuser Landryfs; von einem menschlichen Wesen ist aber weit und breit nichts zu sehen.

„Ich kann beinahe die Cambria unterscheiden und Demrance beim Croquet spielen sehen“, sagt Hermann.

Mr. Demrance ist heruntergekommen, um bei der morgenden Feierlichkeit zu assistiren. Er ist in Landryfsal von einem Herrn von sehr evangelischer Sinnesart erlegt worden; die kleine, häßliche, weiß und graue Kirche auf der Gemeindefiese hat einen Schritt rückwärts gehen, welcher zwar dem Sinne der Eingebornen angenehm, den englischen Besuchern aber durchaus unwillkommen ist.

Sie vergarren einige Augenblicke in tiefem, ehrfurchtsvollem Schweigen, durch den Frieden der Landschaft zu den tiefsten Betrachtungen bewegt. Auf der Schwelle ihres neuen Lebens sind Editha's Gedanken traurig. Wird er sie immer lieben, dieser Fremde, um dessen willen sie das Liebste und Theuerste hingibt? Von Ruth's Liebe, von Ruth's Theilnahme ist sie ganz überzeugt; seine Liebe kann aber eine nur vorübergehende sein und in den kommenden Jahren sich verändern oder vermindern. Sie blickt ihn verwundert, beinahe furchtsam an; sie weiß ja so wenig über ihn, außer der einen, Alles aufwiegenden Wahrheit, daß sie ihn liebt.

„Wie Uhr, Liebchen, und wir sind wohl sechs bis sieben Meilen von der Tischglocke entfernt“, ruft Hermann mit dem Bewußtsein, daß das melodische Klingeln einer fernen Schlagglocke ihn bald in Schläummer wiegen wird, wenn er sich nicht auf irgend eine Art aufregt.

„Wir werden schneller nach Hause gelangen, als wir gekommen sind, Hermann; der Weg geht fast immer bergab.“

„Ja, das ist es, was den Lauf des Lebens nach dem fünfundswan-

zigsten Jahre so unendlich beschleunigt — es geht dann auch immer bergab.“

Sie lehnen nach dem Waterhofe zurück. Hermann bearbeitete nochmals die Ähre mit seinem Stock, und abermals vergebens. Aber auf halbem Wege den Berg hinunter treffen sie des Pächters Tochter, dunkeläugige, blühende, liebliche Mädchen, mit schweren Körben beladen, die über Editha's Anblick in Entzücken gerathen.

„Es würde mir so leid gethan haben, wenn ich fort gemußt hätte, ohne dich zu sehen, Maggie, und dich, Jenny.“

„O bitte, Miß Editha, wir sollen uns morgen mit allen Ihren alten Schülern in dem Kirchhofe aufstellen.“

„Wirklich! Das ist fremdlich.“

Maggie's und Jenny's Andenken werden auch noch aus dem Karbe gefischt und es erfolgen weitere Küsse und freundliche Abschiedsworte.

„Das war etwas besser, als von Mrs. Gredby geliebt zu werden“, sagt Hermann, als er und Editha ihre Reise fortsetzen.

„Die arme Mrs. Gredby! Als meine Brüder klein waren, war es ihr höchstes Entzücken, Mrs. Gredby zu besuchen und in der Kammer mit Mr. Gredby zu sitzen. Er pflegte ihnen Blasrohr zu machen und ihnen eine alte Feinte zu zeigen, als sie selbst noch keine haben durften. Ich schaudere bei dem Gedanken, wie viel schimmigen Kuchen sie gegessen haben mögen. Ich weiß, Mrs. Gredby hat ihnen Würstchen, Blutwurst und alle nur erdenklichen schrecklichen Dinge gegeben.“

„Ich bin überzeugt, dein Bruder in Indien leidet noch an den Folgen dieser jugendlichen Thorheiten und nennt es Leberleiden“, erwidert Hermann.

Sie erreichen Lochwithian gerade noch zu rechter Zeit, um sich umzulegen. Die Abtei ist voller Gäste. Editha's geistlicher Bruder ist auch auf dem Schauplatz angelangt mit seiner Frau und seiner ältesten Töchter, die Brautjungfern sein sollen. Zwei junge Damen aus einer alten Familie Wales' sind zu dem gleichen Zwecke aus ihrem entfernten Schlosse hierhergekommen. Mr. Demrance ist auch da, in Bereitschaft für die morgende Feier, und Mr. Petherick kommt zu Tisch. Editha hat keine Zeit mehr zu träben Gedanken, bis spät am Abend, wo sie an Ruth's Bette niedertriet und dieser theilnehmenden Zuhörerin ihre bangen Zweifel und Befürchtungen anvertraut. Ruth's Worte sind voller Trost.

„Liebe Schwester, dein eigenes Herz hat gewählet“, sagte sie.

„Ich denke, in einem so reinen und wahren Herzen wie dem

deinen muß eine göttliche Eingebung sein. Warum sollten wir den Ausgang fürchten?“

„Es wird mir so schwer, dich zu verlassen, Ruth; es erscheint mir so selbstsüchtig. Aber du hast ihn doch gern; nicht wahr, Ruth, du vertrauest ihm?“

„Ja, mein Kind, wenn er nur dem edleren Theile seiner Natur treu ist; und mit dir an seiner Seite kann es ja kaum anders sein.“ Es ist Morgen geworden; sie stehen nebeneinander in der geschmückten Kirche vor einem Altare, der in der vollen Pracht aller weißen Blumen prangt, welche in dieser Jahreszeit blühen — in einer von liebendem Gesichter dichtegebrängten Kirche, manche darunter thranenvoll; denn in Lochwithian wird diese Hochzeit gewissermaßen als ein öffentliches Unglück betrachtet.

Die Herbstsonne scheint herrlich und warm. Schallender und junge Mädchen, die bis vor einigen Jahren noch Editha's Schülern waren, sind an dem Wege von der Kirchthür bis an das Eingangs- thor der Abtei aufgestellt und firenen ihren Tribut an Blumen dem Brautpaare auf den Weg. Jung und Alt erscheint; Editha in ihrem weißen Gewande und Schleier ist wie ein Engel anzuschauen.

Die dicke Menge verläßt sich nicht, als die Hochzeitsgesellschaft wieder in das Haus getreten ist; die Leute warten alle, um ihren Liebling noch ein letztes Mal zu sehen. Mrs. Gredby ist auch da, herrlich angethan mit einem vielfarbigen Paisley-Schawl und einem grünen Gagehute. Auch einige Nationalhüte sind aus entfernten Dörfern herzugeleitet; seine Hüte nach der neuesten Mode der Residenz sind jedoch in überwiegender Mehrzahl vorhanden.

Heute Nachmittag soll ein großartiges Theatereinken für Jung und Alt sein, und in der Zwischenzeit vertheilt ein Hausker Kuchen und Schokolade an die erregte Menge. Endlich erscheint der Wagen, welcher das Brautpaar an den Bahnhof von Landryfsal bringen soll, vor dem Portal. Editha tritt an ihres Vaters Arme aus dem Hause heraus; Hermann geht an der anderen Seite, und der Bruder, die Schwägerin, die Vettern, Wafen und guten Freunde, sowie die Geistlichkeit stehen im Hintergrunde.

Sie fahren fort unter härmischen Hurrahrufen, welche in den Bergen donnerartig wiederhallen, und Editha blickt auf ihre alte Heimath zurück, bis eine Krümmung des Weges dieselbe vor ihren Augen verbirgt.

„Niemals mehr ganz meine Heimath“, flüstert sie traurig. „Lebt wohl, glückliche Tage meiner Jugend!“ (Fortsetzung folgt.)

